

Ludwig Goldstein: Über Paul Stettiners Ende

Nach meiner Überzeugung hat es in Deutschland nur eine einzige „Rassenschändung“ gegeben: die der jüdischen Rasse selbst, weil man diese ausnahmslos, vielfach wider besseres Wissen, als eine Welt des Unrechts, des Schmarotzertums, des Verbrechens und des Untermenschentums hinstellte.

Ludwig Goldstein

Auszug aus:

Monika Boes (Hg.): Ludwig Goldstein: Heimatgebunden. Aus dem Leben eines Königsbergers. NORA Verlagsgemeinschaft Berlin 2015. S 531–537.

Die Wiedergabe erfolgt mit frdl. Zustimmung der Herausgeberin, Frau Monika Boes, Berlin

Wir wissen, mit welchem Mut und Ernst sich Paul Stettiner seiner Aufgabe unterzog. Es blieb der verdiente Lohn und Lorbeer denn auch nicht aus! Fast schien es, als ob die düsteren Sorgen und Voraussagen seine Zukunft nicht berühren sollten, – bis dann *das Jahr 1933* kam und über ihn das ganze Füllhorn jener schmerzlichen Erlebnisse auszuschütten begann, die nach modern-deutscher Auffassung für einen Juden, er sei, wer er wolle, er leiste, was er mag, unumgänglich sind.

Anfangs ließ sich noch alles leidlich an. Gutmütig und gern warf der Stadtälteste von Königsberg doppelt und dreifach seinen Obolus in die lustig klimpernden Blechbüchsen der Straßensammlungen und ließ sich, wie damals die Meisten, nie in den Sinn kommen, bis zu welcher Grausamkeit Judenhetze in allmählicher Steigerung noch getrieben werden sollte, angefangen von den ersten Nadelstichen der öffentlichen Verächtlichmachung bis zur handfesten Ausstoßung aus Volk und Vaterland. – Wiederholt riet ich dem verehrten Manne in den Jahren 1935 und 36, doch auch seinerseits Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, zumal er wohl Bedeutsameres zu berichten habe als mancher andere und er sich davon die wohltuendste Befreiung für sein Gemütsleben versprechen dürfe. Er mochte nichts davon wissen mit der Begründung, daß er einer solchen Ablenkung gar nicht bedürfe. „Lassen Sie nur“, lautete seine Antwort, „ich bin ganz zufrieden, soweit das in solchen Zeiten überhaupt möglich ist. Ja, ich bin froh darüber, daß ich jetzt in Studium und Lektüre manches nachholen kann, wozu ich früher nie gekommen bin.“ Viel Beruhigung suchte und fand er in der Philosophie. So hatte er sich zum Beispiel ernstlich, wenn auch nicht widerspruchslos, mit der Lehre des Berliner Ordinarius **Hartmann** beschäftigt. Auch aus Besuchen befreundeter, einsichtiger und anständiger Mitstreiter früherer Jahre gewann er Trost und Frieden. Und es kam sogar vor, daß der Vorsitzende des Paulus-Bundes nichtarischer Christen seinen weihnachtlichen Gabentisch ähnlich reich besetzt fand wie in guten alten Zeiten. Dann tauchte bei ihm und seinen Freunden vorübergehend wohl die Hoffnung auf, daß sich dem Deutschen vielleicht alles von oben her befehlen lasse, nur nicht, was er zu hassen und zu lieben habe.

Doch um Anfang und Ende des ganzen Schmerzensweges zu erhellen, den dieser eine mit tausend anderen zurückzulegen hatte, sei jenen Tagen der Selbstbeherrschung die an Verzweiflung grenzende seelische Unruhe von 1938/39 gegenübergestellt. Da waren es nicht mehr Streitfragen der Weltweisheit, die ihm zu schaffen machten, sondern die Dinge des Alltags, etwa die Erhaltung seiner Bleibe, seiner Bücherei, seiner Bedienung. Schließlich ging die Niedergeschlagenheit soweit, daß der sonst immer gefaßte in Träumereien versank über die verschiedenen Arten des – Selbstmordes.

Die Aufregungen und Demütigungen, die ihm die Zwischenzeit zugemutet hatte, waren allerdings schlimm genug. Sie begannen schon damit, daß der alte Junggeselle, gewohnt, einen nicht unbeträchtlichen Teil abendlicher Freistunden in Gaststätten zuzubringen, deren keine mehr besuchen mochte oder durfte. Es war ihm im Frühling 1933 in dem neu erbauten Parkhotel widerfahren,

daß er durch eine vom Kellner überbrachte Drucksache ersucht wurde, „möglichst unauffällig das Lokal zu verlassen“ – dies gerade im Parkhotel, das mit auf seine Anregung erdacht und unter seiner nicht unwesentlichen Mitwirkung errichtet war! Diese schwer faßbare Ehrenkränkung hatte zur Folge, daß der so Gemaßregelte nie mehr zum Besuch einer Wirtschaft – selbst nicht im Landkreis – zu bewegen war. Gleichzeitig brach er auch fast alle sonstigen Beziehungen zur Außenwelt ab und verzichtete selbst auf Verkehr und Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Vereinigungen.

Wer die weitere Entwicklung der Dinge mitangesehen hat, muß zugeben, daß Professor Stettiner von vornherein das Richtige getroffen hatte. Ihn mögen auch gewisse Straßenerlebnisse in seiner folgerechten Haltung bestärkt haben. Die hilflos verhetzte Kanallie mußte damals glauben, daß sie einen Freibrief empfangen habe, sich nach Möglichkeit auszutoben und „ihre Brutalität gar herrlich zu offenbaren“. Hier nur ein paar Beispiele für die allgemein um sich greifende Verwilderung, wie sie von heute auf morgen ein einzelner erfuhr, der das Unglück hatte, einen Widerschein seiner Abstammung im Gesicht zu tragen.

Auf einem seiner einsamen Spaziergänge, der einzigen Erholung, die dem alten Herrn noch geblieben war, pflanzte sich eines Tages ein ziemlich gut gekleideter Mann vor dem sinnenden Schulrat auf und überraschte ihn mit dem Zuruf: „Na, Judchen, jetzt gibt es nichts zu *schachern*, was?!“ Mit einer ähnlichen Rüpelei überfiel ihn eines Nachts ein Kerl bei dem sonst so friedlichen Geschäft in einer Rotunde. „Und du lebst *immer* noch, Jud?!“, hieß diesmal die allzu vertrauliche Anrede. Da noch eine Anzahl Zeugen die Anpöbelung staunend gehört hatte, behielt der Angegriffene seine Meinung nicht für sich, sondern putzte den Unhold so kräftig herunter, daß niemand über Recht und Unrecht im Zweifel blieb.

Welcher seltsamen Dinge er sich zu versehen hatte, lehrt ein Vorkommnis von Anfang 39. Da er in einem Friseurladen, in dem er viele Jahre ein- und ausgegangen war, in der letzten Zeit nicht mehr das volle Entgegenkommen gefunden hatte, benützte er einen Gang in die Unterstadt, um in ein dortiges Ladengeschäft einzutreten und sich die Haare schneiden zu lassen. Mit berufsmäßigem Eifer begann der „Chef“ seine Arbeit, hielt aber, da sie ungefähr bis zur Hälfte gediehen war, plötzlich inne und fragte unvermittelt den Besucher, ob er etwa Jude sei. Als er bejahte, erklärte der Haarkünstler, daß er ihn dann nicht behandeln könne, und stellte tatsächlich sofort seine Tätigkeit ein. Auf den Einwand, daß er ja nicht das in solchen Fällen übliche Warnungsschild „Juden sind nicht erwünscht“ im Schaufenster führe, erwiderte der Inhaber, dergleichen sei jetzt nicht mehr vonnöten, man wisse auch so Bescheid. –

Solche und verwandte Erfahrungen machte ein Mann in der Mitte der 70, der einer der besten und beliebtesten Bürger Königsbergs war, der ungern einen Tag hatte vorübergehen lassen, ohne gute Worte und Werke für seine Stadt, seine Provinz, sein Vaterland!

Und doch: – was wollten schon dieser halbkindischen und komischen Äußerungen von „Mitbürgern“ bedeuten gegen das unbeugsame Vorgehen der Behörden, die darauf bedacht waren, von dem einstigen Prachtkleide seines öffentlichen Ansehens auch nicht mehr ein Flitterchen übrigzulassen! Welch ein unlöslicher Widerspruch, daß ihm, dem Mitglied des preußischen Stadtrates, dem Ehrenbürger der Universität, dem Stadtältesten, dessen Vorfahren hier schon lange ansässig waren, durch das Gesetz von 1935 plötzlich das Reichsbürgerrecht abgesprochen wurde?! Die sog. Kennkarte vom Juli 1938 trug ihm, neben dem Fingerabdruck, den neuen Gemeinschaftsvornamen Israel ein, während sie seine gesamte Titelstruktur vom Dr. phil. bis zum Stadtschulrat geflissentlich wegließ. – Vollends trafen ihn [die] nach dem November 1938 wegen des Falles Grünspan verhängten Rachemaßnahmen (oder gibt es dafür eine andere Bezeichnung?) so, als wäre er an dem Pariser Totschlag mit schuldig gewesen. Daß auch er – neben der recht namhaften „Sühne“-Abgabe – den grundsätzlich höchsten in Betracht kommenden Steuersatz zu entrichten hatte, versteht sich von selbst. Aber auch sein „Edelmetall“ mußte er wortwörtlich angeben und abliefern. Der Weise ließ sich gewiß Schillers Mahnspruch gesagt sein: „Nicht an Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren.“ Nur daß seine goldene Uhr der Ablieferung verfiel, die ihr über ein halbes Jahrhundert als Erbstück seines Großvaters getragen hatte, tat doch weh.

So hart ihn manche dieser und andere Dinge trafen, so wahrte sich Professor Stettiner doch nach beiden Seiten den offenen Blick. Er gehörte nicht zu denen, die das Vorhandensein einer Judenfrage einfach in Abrede stellte. Vielmehr fragte er sich (und auch seine Gäste), wie das ganze Unheil wohl zustande gekommen und überhaupt möglich gewesen sei. „Was haben wir oder doch viele von uns getan, wodurch haben wir es verursacht, daß sich plötzlich ein solcher Haß und Widerwille gegen uns erheben konnte – wenn auch nur unter denkbar eifrigstem Betreiben einer

bestimmten Gruppe?" So schlug er sich an die eigene Brust und schob einen guten Teil der (tragischen) Schuld den Juden selbst zu. Zum mindesten, sagte er, sind sie wie Nachtwandler einhergegangen. Sie waren blind gegen die Gefahren, die sich um sie häuften, oder sie wollen es sein. Denn die Sturmzeichen sind durchaus nicht von heute und gestern, lassen sich im Schrifttum vielmehr schon seit einem Jahrhundert nachweisen. Der Jude aber erkannte nicht die feindselige Einstellung der Deutschen gegen ihn, obwohl es die Mehrheit war, die ihm nicht wohlwollte. „Im Grunde sind wir ahnungslos durch eine feindliche Welt gegangen, die schon immer, wenn auch versteckt und heimlich und sogar unbewußt, der Judenschaft gern alles Böse anhängte und nachsagte. Wir konnten uns ja auch nicht vorstellen, was uns alles bevorstand im neuen Reich, was sich für ein Gewitter während und mehr noch nach dem Kriege zusammenbraute und dann 1933 mit elementarer Gewalt losbrach.“

Stettiner sah keinen Glücksfall darin, daß diese Emanzipation der Juden seinerzeit „zu bedingungslos“ erfolgt war. Nach seiner Ansicht wäre es für sie vorteilhafter gewesen, wenn damals der Staat von jedem den Nachweis verlangt hätte, daß wenigstens 2–3 Geschlechter seiner Vorfahren bereits auf deutschem Boden gelebt hätten. Plötzliche und zu allgemeine Befreiung sei nur scheinbar zum Segen der Judenschaft ausgeschlagen. Und ebenso wenig gereichte ihr dann zum Vorteil, daß, namentlich beim Umsturz 1918 einzelne wie etwa Dr. **Schiffer**, Dr. **Preuss**, auch **Rathenau**, wenn auch in gutem Glauben, sich zu sehr herausstellten; sie haben sich nur in gewissem Sinne zur Führung der Geschäfte geeignet, die dann auch nicht immer glücklich abliefen und ablaufen konnten. –

Derlei Auffassungen leuchteten mir nicht immer bis zum Letzten ein. Umso freudiger aber erkannte ich an, mit welchem Gerechtigkeitsinn mein Gegenüber dabei fast in Selbstquälereien verfallend, die einschlägigen Fragen untersuchte. Allerdings lehnte er bei allem Freimut umso entschiedener die heute so beliebte Begründung der Hetze ab, sie sei notwendig, ja unumgänglich gewesen, weil die Juden „Deutschland beherrscht“ hätten. Dergleichen ließe sich wohl nicht von einer Gemeinschaft sagen, die in den weiten deutschen Landen kaum einen einzigen aktiven Offizier, kaum einen hohen Verwaltungsbeamten gehabt hätte.

Was ihn am peinlichsten berührte, war das Wort *Rassenschändung* zur Bezeichnung des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Juden und „Ariern“. Wurde doch selbst der Umgang eines Juden mit einer gewerbsmäßigen Beischläferin christlichen Geblüts so genannt und entsprechend bestraft. – In dieser lächerlichen, abgeschmackten Anwendung des Begriffs lag in der Tat das Unrichtigste und Häßlichste, was sich vorstellen ließ. Wie gesagt, konnte ich mir nicht jeden seiner Gedankengänge zu eigen machen. Hierin war ich aber mit St. völlig eins. *Nach meiner Überzeugung hat es in Deutschland nur eine einzige „Rassenschändung“ gegeben: die der jüdischen Rasse selbst, weil man diese ausnahmslos, vielfach wider besseres Wissen, als eine Welt des Unrechts, des Schmarotzertums, des Verbrechens und des Untermenschentums hinstellte.*

Eine der quälendsten Sorgen, derer sich Professor Stettiner zuletzt zu erwehren hatte, war wie immer drohende Wohnungskündigung. Dazu gehörte damals nicht viel! Im Allgemeinen genügte es schon, wenn ein mehr oder minder „maßgeblicher“ Mitbewohner dem Hauswirt erklärte, er könne mit einem Juden – so lautete der stehende Ausdruck – nicht unter einem Dach wohnen. Eine auch nur bescheidensten Wünschen entsprechende neue Bleibe war aber nirgends aufzutreiben. Schon um 1935 war es den Ärmsten fast unmöglich, eine erträgliche Zweizimmerwohnung zu finden und mit jeder Woche schrumpften die Aussichten mehr zusammen.

Am 1. Januar 1939 wurde dem alten Herrn tatsächlich gekündigt – übrigens aus Gründen, die mit der hier erwähnten Frage kaum in unmittelbarem Zusammenhang standen. Er sah sich nun gezwungen, die reichlich ausgenützten drei Zimmer in seinem Hause aufzugeben, in denen er 38 Jahre, also genau die Hälfte seines Lebens, gewohnt, gewirkt und gearbeitet hatte! Ich erlaubte mir damals den Ratschlag, daß er das traurige Ereignis zum Anlaß nähme, wenigstens seine Bibliothek gründlich durchzusieben. „Nein, nein“, erwiderte er fast heftig, „meine Bücher gehören zu dem wenigen Guten, um nicht zu sagen: Besten, was mich noch an das Leben fesselt!“ Nach langen Monaten des vergeblichen Suchens und Umfragens trat dann im Mai der Glücksfall ein, daß die Kündigung überraschenderweise zurückgezogen wurde. Er und seine Freunde atmen befreit auf. Aber die Gefahr war damit nicht gebannt, sollte vielmehr verstärkt wiederkommen. Nur fünf Tage Ruhe; dann tauchte ein neues Schreckgespenst auf: jenes Gesetz das den Juden das Wohnen in Deutschland fast grundsätzlich streitig machte.

Überflüssig zu sagen, daß dieses Hinundher dauernder Beunruhigung nicht ohne Einfluß auf den ursprünglich so festen Gesundheitszustand des Mannes blieb. Jedes Läuten an der Türe, jeder Brief mit behördlichem Kennzeichen verursachte Minuten des Schreckens. Die Aufregungen schlichen sich selbst in den kürzesten Nachmittagstraum ein. Er wurde gehetzt – wie alle übrigen. So schickte man ihm etwa einen schwierigen Fragebogen mit dem Auftrag zu, ihn von einem Tag zum anderen verantwortlich und gewissenhaft auszufüllen. Und das Greulichste war die schriftlich und mündlich wiederholte dringende Folterfrage: Wann *gedenken Sie auszuwandern?* – Eine Möglichkeit, die unser Vaterlandsfreund nie einen Augenblick ernstlich erwogen hatte.

Er entschloß sich zu einer gründlicheren Heilkur: mit nahezu 80 Jahren nicht nur Deutschland zu verlassen, sondern das Leben überhaupt, das für den so bitter Enttäuschten schließlich allen Reiz und Wert eingebüßt hatte. Er sprach nun nicht mehr vom Freitod, weil er nur noch an dessen Ausföhrung dachte. Auch seine Briefe überschattete Abschiedsstimmung, so etwa den vom 11.IV.1941: „Um meine Anschauung kurz zu fassen, – ich bin weder Optimist noch Pessimist, sondern Aktivist gewesen, etwas Kämpfer und, wie ein Humorist sagt (ich glaube Pater Scher):

Es ist genau, wie du und ich
Teils seelenadlig, teils fürchterlich!"

Und dann kam er selbst noch einmal zu mir. Ruhig gefaßt, beherrscht wie immer. Es war wohl am 16. September 1941. Die Wohnungseinschränkungen, die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geldlichen Beengungen, den Zwangsvornamen „Israel“, die auf die bloßen Namen ausgestellte Kennkarte mit großen „J“ und vieles andere Bittere hatte er friedlich hingenommen; das Zerrbild aber des öffentlich auf der Brust prangenden David- oder Sowjetsternes glaubte der in der Jugend getaufte und streng national Gesinnte nicht mehr tragen und ertragen zu können. Möglich auch, daß ein Überfall an einem der letzten Abende ihm zu dem Abschiedsentschluß mit bewogen hat. Ein in unmittelbarer Nachbarschaft wohnender Handwerksmeister hatte sich zu Beleidigungen, ja mit-hilfe von ein paar jungen Leuten sogar zu tätlichen Angriffen „hinreißen“ lassen. –

Als er am 16. September meiner Treppe hinabstieg, gebrauchte er so eilig, so beiläufig und un-auffällig wie möglich, die Wendung: „Ich glaube kaum, daß wir uns so bald sehen werden!“ Da ge-
rade mein Gesundheitszustand sehr zu wünschen übrig ließ, bezog ich diesen Zuruf unwillkürlich auf mich, und erst hinterher fielen mir weitere verdächtige Gesprächsfetzen ein, wie etwa: „Gla-
uben Sie mir, mein Leben war lang, reich und schön genug, als daß es jetzt nicht rasch zu Ende ge-
hen sollte...“

Am Vormittag des 20.IX.1941 fand ihn die treue Hausbesorgerin sterbend, bewußtlos im Bett, das Gift hatte seine Schuldigkeit getan. Er war dahingegangen in vollem Bewußtsein und, man möchte sagen, voller Kraft. Er starb wie ein Weiser und wie ein Held. Am Abend vorher hatte er mit einem Freunde in philosophischen Gesprächen geschwelgt und dadurch noch lebhaftere Erinnerun-
gen an den Tod des großen Atheners wachgerufen, den uns Platon und Xenophon so herrlich be-
schrieben haben.

Die letzten Wünsche und Verfügungen hatte St. unmißverständlich festgelegt; sie sahen eine kurze kirchliche Feier in der Wohnung vor. Dieser wohnten mit dem Geistlichen, dem Pfarrer Schmidt von der Burgkirche, ungefähr 15 Personen bei, während der Vorgang im Krematorium sang- und klanglos ohne Zeugen vorüberging. Dem einzigen Naheverwandten, seinem Bruder Dr. Hugo Stettiner in Berlin, war keine Reiseerlaubnis nach Königsberg erteilt worden. Die Urne mit der Asche seiner Gebeine wollte er nach Berlin überführt wissen: das einzige, was dem größten Freund seiner Vaterstadt noch angehörte, sollte darin nicht zurückbleiben.